Paper Momentum Kongress 14, Track 6, Ökonomik und Emanzipation
Emanzipatives Potential solidarökonomischer Praxen

Emanzipative Perspektive: Mit zentralen Pfeilern kapitalistischer Vergesellschaftung brechen

In diesem Paper wird Emanzipation und eine emanzipative Praxis mit Marx als Versuch verstanden , „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.“ [MEW 1: 385]
Damit sind schon zwei Ebenen beschrieben, die dialektisch vermittelt, emanzipative bzw. revolutionäre Prozesse durchlaufen müssen: gesellschaftliche Verhältnisse bzw. Strukturen und die Menschen, die in ihnen leben und sie (re-)produzieren.
So meint Marx, wenn er von Revolution spricht, auch nicht nur einen tiefgreifenden Wandel der Produktionsweise, erst recht nicht nur einen Sturz der Regierung. Gemeint ist gleichfalls eine Transformation des Menschen, seiner sozialen Beziehungen, seiner Ideen und der Institutionen, die das Zusammenleben gestalten (Le Baron 1971: 559).
Mehrdimensional bedeutet Emanzipation eine Auflösung der Entfremdung zu uns als auch zu anderen; eine Aneignung der Lebens- und Reproduktionsbedingungen durch die bewusste Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen und damit ein Verlassen der „Vorgeschichte der Menschheit“, wie es Marx formuliert. Emanzipation strebt damit einen Zustand an, wo der Mensch „nicht irgend etwas Gewordenes zu bleiben sucht, sondern in der absoluten Bewegung des Werdens ist." [MEW 42: 396] Die grundsätzlichen Logiken im Kapitalismus stehen diesem Ansinnen konträr entgegen. Der individuellen und gesellschaftlichen Selbstbestimmung, der absoluten Entfaltung der menschlichen Potentiale, sind damit enge Grenzen gesetzt.
Denn die kapitalistische Produktionsweise ist charakterisiert durch Privateigentum an Produktionsmitteln, Lohnarbeit, Privatproduktion, Warentausch und Konkurrenz. Der gesellschaftliche Zusammenhang stellt sich damit „hinter dem Rücken“ der Gesellschaftsmitglieder über den profitgeleiteten Warentausch auf dem anonymen Markt her.
Damit ist der Ausgangspunkt des Zusammenlebens nicht die direkte Kommunikation zwischen Menschen, die Bedürfnisse abklären und davon ausgehend Güter produzieren und gesellschaftliche Strukturen bzw. Institutionen schaffen, die das Zusammenleben regeln. Gesellschaft ist im Kapitalismus „nicht direkt, kollektiv und bewusst herstellbar“ (Hirsch 1994: 163). Somit auch nicht die politische Gemeinschaftlichkeit, die sich im Staat in einer spezifischen sozialen Form - als den Individuen äußerlicher Zwangszusammenhang - ausdrückt und materialisiert (Hirsch 1994: 208) und durch diese Form eine kapitalistische Produktionsweise reproduziert, stützt und überhaupt erst möglich macht.
Das soziale Verhältnis der Konkurrenz, in dem sich die Menschen im Kapitalismus befinden, führt zu einem wechselseitigen „Ausschluss der Menschen von den Mitteln für ein gutes Leben.“ (Exner/Kratzwald 2012: 15)
Wollen wir dieses gute Leben haben, neue soziale und menschenwürdige Beziehungen und eine gesellschaftliche Situation schaffen, die der Losung „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“ entspricht – Marx Kurzdefinition von Kommunismus - braucht es ein fundamentalen Bruch mit den Grundpfeilern kapitalistischer Vergesellschaftung. Denn die verschiedenen Elemente der kapitalistischen Totalität hängen zusammen und lassen sich nicht einfach auseinanderdividieren in positive Aspekte, die es gilt beizubehalten und negative, die reformiert werden müssen. Die verschiedenen (getrennten) Sphären sind zusammen in ihren sich bedingenden Dynamiken in den Blick zu bekommen, um die komplexe Realität adäquat zu erfassen. Der analytische Blick auf die Totalität und nicht nur einzelne Phänomene erschwert im ersten Moment die Denkmöglichkeiten emanzipativer oder revolutionärer Prozesse, denn ein emanzipativer Transformationsprozess muss fundamentale gesellschaftliche Zusammenhänge aufheben. Diese Perspektive schafft aber eine realistische Einschätzung des Handlungsrahmens, in dem sich eine soziale Praxis entfaltet und der Widersprüche und Beschränkungen, denen sie sich unweigerlich stellen muss. Eine Gesellschaftstheorie, die die Kritik des Bestehenden als Ziel und

Untersuchungsperspektive hat, braucht eine hoffnungsvolle Praxis. Dem „Pessimismus des Verstandes“ muss ein „Optimismus des Willens“ (Romain Rolland) beiseite stehen. Diesen Widerspruch gilt es auszuhalten und Risse und Brüche zu verstärken. So umfassender sie erfolgen, umso eher kann diese Praxis auf mögliche andere Vergesellschaftungen verweisen und so emanzipativ alternative Horizonte schaffen.
Aufgrund der Mehrdimensionalität der notwendigen Emanzipationsprozesse ist es nicht nur bedeutsam, dass eine Praxis versucht auf abstrakt- gesellschaftlicher Ebene die herrschenden sozialen Formen[1] - Ware, Geld, Kapital, Recht und Staat – und damit Profitlogik und Konkurrenz zu überwinden. Durch Subjektivierungsprozesse lassen sich diese Logiken in unsere Körper ein und es bedarf individueller und kollektiver Prozesse der Befreiung und des Lernens, und damit konkrete Transformationsprozesse auf der Mikroebene. Die verschiedenen Ebenen wirken ineinander und sind somit notwendige Ansatzpunkte von Emanzipation. Der radikale Bruch mit den herrschenden sozialen Formen muss begleitet werden von Lern- und Organisationsprozessen, die individuell und kollektiv eine Radikalisierung von Lebensentwürfen ermöglichen.
Damit wird klar: Die Revolution ist ein langer Hüpfer und kein Tag X.
Dies steigert die Komplexität des Handlungsfeldes und der Handlungsoptionen. Die Schlussfolgerung, dass es nicht einen golden Weg der Emanzipation gibt, sollte jedoch nicht zu einem „anything goes“ führen, sondern vielmehr zu einer Überlegung, welche Praxen am ehesten emanzipatives Potential entfalten und radikale Transformationsprozesse einleiten können. Mit Robert Kurz ist zu fragen: „Wo und wie ist anzusetzen innerhalb der vorgefundenen und zunächst die gesamte Reproduktion beherrschenden kapitalistischen Vergesellschaftungsform, um in diese sozusagen von innen eine Bresche zu schlagen und aus ihr herauszukommen, erste Schritte zu tun, einen formulierbaren Anfang der sozialen Emanzipation zu setzen?“ (Kurz 1997)
Alternative Praxen sind in den letzten Jahren vor allem im Bereich der Solidarischen Ökonomie entstanden. Hintergründe, Praxen und Felder solidarökonomischer Projekte unterscheiden sich stark. Werden in manchen Regionen diese Ansätze vom Staat gefördert – bekannt ist etwa das brasilianische Staatsministerium für solidarische Ökonomie- verstehen sich andere Initiativen als autonom. Geht es den einen um eine solidarische Produktion von Lebensmitteln, stellen andere kooperativ Open- Source Programme her, während andere in einem selbstverwalteten Betrieb arbeiten oder eine Lernplattform organisieren. Die Vielzahl der Betätigungsfelder und die diversen Perspektiven bedingen, dass solidarische Ökonomie weniger ein genau definierbarer Begriff ist, als vielmehr ein Konzept, das versucht auf sozialer, politischer und ökonomischer Ebene solidarische Alternativen zur herrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu entwickeln.

Viele Projekte solidarischer Ökonomie befinden sich an Stellen, wo die Produktion in die Konsumtion übergeht. Mit Robert Kurz können dies sinnvolle Einstiegspunkte für eine andere Vergesellschaftung sein, „denn nur an diesen Endpunkten ist die Konstitution eines sozialen Raums der Kooperation möglich, deren Tätigkeiten nicht wieder auf den Markt zurückführen, sondern in ihren Resultaten von den Beteiligten selber konsumiert werden.“(Kurz 1997). Im Folgenden sollen deshalb Bereiche herausgegriffen werden, die – Robert Kurz Argumentation folgend - mögliche Einstiegspunkte sein können oder in Diskussionen und Praxen sehr präsent sind, wie etwa Zinskritik und Regionalwährungen.

Welche konkrete Praxis emanzipativ ist, kann kaum unabhängig vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext beurteilt werden. Wie Emanzipation ausgestaltet werden kann, muss sich in Diskussionen und sozialen Kämpfen immer wieder aufs Neue beweisen. Ohne ein konstantes Hinterfragen von Emanzipationsvorstellungen wird es Emanzipation kaum geben können. Deshalb soll im Folgenden eine Einschätzung solidarökonomischer Praxen bezüglich ihres emanzipativen Potentials zur Diskussion gestellt werden.

---

1 „Soziale Formen sind die verdinglichten und fetischisierten, nur durch theoretische Kritik zu entschlüsselnden Gestalten, die das wechselseitige Verhältnis der gesellschaftlichen Individuen in einer gegenüber ihrem bewussten Willen und Handeln verselbstständigten Weise annimmt und die ihre unmittelbaren Wahrnehmungen prägen.“ (Hirsch 1994: 161)

Dazu werden – ausgehend von einer grundsätzlichen ideengeschichtlichen Verortung – aus Gründen der analytischen Übersichtlichkeit drei Typen solidarökonomischer Praxen aufgestellt.

Der ideengeschichtliche Hintergrund bietet sich als Unterscheidungsmerkmal an, da er die Theorie und Praxis bewusst oder unbewusst stark beeinflusst: Was wird kritisiert, problematisiert und so mit der Praxis adressiert?

Die Unterscheidung der Typen ist jedoch keineswegs trennscharf zu sehen, die Projekte innerhalb einer Kategorie unterscheiden sich zum Teil stark in Kritik, Vorstellungen und Perspektiven und damit auch in der Praxis. Ziel ist es vielmehr, grundsätzlich Möglichkeiten, Grenzen und Widersprüche einzelner Praxen zu verdeutlichen und dadurch Aussagen über ihr emanzipatives Potential herauszudestillieren.

Für die Einschätzung sind die Fragen leitend: Wo brechen die Praxen mit herrschenden Logiken und Strukturen und eröffnen Denkmöglichkeiten, Handlungsperspektiven und Wege für eine ganz andere Vergesellschaftung? Wo werden diese nicht tangiert bzw. reproduziert oder sogar eine Praxis entwickelt, die emanzipativen Veränderungen letztlich im Wege steht? Wie punktuell oder grundsätzlich sind die Ansprüche des Projektes, was ist ihre Perspektive? Wie zugänglich ist die jeweilige Praxis bzw. wer partizipiert daran? Ist sie verallgemeinerbar oder bleibt sie zwangsläufig Nischenprojekt?

Drei Typen solidarökonomischer Praxen

a) Geld- und zinskritische Praxen, welche ideengeschichtlich teils – aber nicht notwendigerweise – bis auf Proudhon und Gesell zurückgeführt werden können bzw. sich in deren Tradition verorten: Schwundgeld, Komplementär- und Alternativwährungen, Tauschkreise und Zeitbörsen

b) Veränderung der Produktion, der Distribution und des Konsums: Genossenschaften, FoodCoops und Community Supported Agriculture (CSA)

c) Tauschkritische Praxen, welchen teils auch – aber nicht notwendigerweise – ein ideengeschichtliches Naheverhältnis zur Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie (KdpÖ) attestiert werden kann: umsonstökonomische- bzw. Demonetarisierungspraxen, Nichtkommerzielle Landwirtschaft (NKL), Land- und Immobilienfreikauf, commons- based peer production

a) Geld- und zinskritische Praxen

Alternative Währungssysteme existieren neben den offiziellen Währung und sind häufig an die offizielle staatliche Währung mit einem fixen Wechselkurs gekoppelt, existieren aber etwa bei Tauschkreisen auch als Zeitwährungen autonom von offiziellen Währungen. Es gibt verschiedenste Modelle und Bezeichnungen: Notgeld, Freigeld, Komplementärwährung, Regional-/ Lokalwährung, LETS-Systeme, Zeitwährung etc.

Der ideelle Einfluss geht oft auf die Vorstellungen eines Arbeitsgeldes bei Proudhon und anderen utopischen Sozialist_innen oder auf die Schwundgeldvorstellungen von Silvio Gesell zurück. Gesell behauptet, dass das Geld als Ware den anderen Waren aufgrund seiner physischen Eigenschaft (es verfault und bricht nicht) überlegen ist und dadurch eine Asymmetrie im Wirtschaftskreislauf/Tausch gegeben ist, da Geld im Gegensatz zu den anderen Waren bei Bedarf ganz einfach gehortet werden kann. Ganz reale Folgen dieser Asymmetrie seien Krisen, Arbeitslosigkeit, Überproduktion etc. Eine Lösung für dieses Problem sei die Einführung eines Negativzinses, wodurch das Geld regelmäßig an Wert verliert und so auf die Stufe der anderen Waren gestellt werde. Dadurch sei das Horten von Geld unattraktiv und die Wiederverausgabung des Geldes würde sich beschleunigen, was die Wirtschaft ankurbele (Umlaufimpuls). Diese Lösungsperspektive für die Probleme im Kapitalismus findet sich auch im Vorschlag eines Zinsverbotes.

Regionalgelder werden häufig als Rettungsboote verstanden, wenn die offizielle Währung in die Krise kommt. Als „das bessere Geld“ soll es gemeinschaftsstiftend wirken und lokale Wirtschaftskreisläufe stärken.
Positiv ist festzuhalten, dass eine lokale Währung unter Umständen lokale kooperative Strukturen stärken kann. Wenn das Freigeld von einem nicht gewinnorientierten Verein organisiert wird, kann die Umlaufsicherung oder Rücktauschgebühren in soziale Projekte fließen.
Grundsätzlich werden die zentralen Grundpfeiler kapitalistischer Vergesellschaftung jedoch nicht berührt und damit auch die zentralen Probleme, die es im Sinne der Emanzipation zu überwinden gilt, nicht adressiert. Die Konkurrenz zwischen Unternehmen und zwischen Regionen und die Kapitallogik bleiben weiter voll bestehen und damit auch die Wachstumslogik. Denn Zweck des Wirtschaftens bleibt alleinig die Profitmaximierung, also aus Geld mehr Geld zu machen, da sonst im Konkurrenzkampf nicht bestanden werden kann. Der niedrigere Zins – so erfahren wir es ja auch durch die derzeitige Politik der Notenbanken – soll eher für ein steigendes Wirtschaftswachstum sorgen, anstatt, wie es Gesell vorgeschwebt hat, den Wachstumszwang zu unterbrechen, welchen er in der Notwendigkeit begründet sieht, den Zins zurückzubezahlen.
Aufgrund der Reproduktion zentraler kapitalistischer Strukturen setzen sich auch die Logiken in einer ähnlichen Form durch, etliche Erfahrungen aus Tauschkreisen belegen dies: War etwa der Tauschkreis als ein soziales Zusammenkommen gedacht und funktionierte auch durchaus in dieser positiven Weise, so wurden auf einmal die mitgebrachten Dinge, etwa Kuchen, in Rechnung gestellt, Nachbar_innenhilfe monetarisiert und kommerzialisiert. Und es bleibt dabei, wer wenig geben kann, kann im Tauschsystem auch wenig nehmen. Werden Schulden gemacht, stellt sich die Frage, wann das Inkassobüro kommt.
Der geförderte Lokalpatriotismus kann zumindestens anschlussfähig an reaktionäre Ideologien sein, wenn einem „mir-san-mir-“ Gefühl nicht offensiv begegnet wird.
Ganz allgemein ist auffällig, dass der Problemfokus fast ausschließlich auf die Zirkulationssphäre geworfen wird und damit nicht selten ein Gegensatz zwischen „bösem Finanzsystem“ und „guter, ehrlicher Arbeit“ aufgemacht wird. Auch dies ist zumindestens anschlussfähig für reaktionäre Ideologien, misserkennt aber vor allem die Logiken des kapitalistischen Systems und glaubt durch beschränkte Teillösungen grundsätzliche Probleme zu lösen- quasi aus der Marktwirtschaft eine heile Welt für alle zu machen.
Sein eigenes „besseres“ Geld zu machen und Dinge ohne die Vermittlung über Geld zu tauschen, verheißt also nur sehr wenig emanzipatives Potential und kann sogar zu problematischen Effekten führen. Einzig die Diskussion über Sinn und Unsinn von Geld und seine Funktion, der Austausch von Bedürfnissen und Lebensrealitäten, kann gewisse Lernprozesse schaffen.
Größere historische Beispiele, etwa die riesigen Tauschkreise, die sich nach der Krise 2001 in Argentinien gebildet haben, zeigen praktisch die Beschränkungen von Tauschkreisen auf, (längerfristig und verallgemeinerbar) emanzipatives Potential zu entfalten: Das Problem liegt damit wohl tiefer als nur in der Geldform bzw. in der Zirkulationssphäre. Gleiches lässt sich in der Gegenwart in Bezug auf den Zins erleben. Trotz der realen Nullzinspolitik zeigen sich die „erwarteten“ positiven Entwicklungen nicht, von Problemlösung keine Spur.

b) Genossenschaften, Food-Coops und CSA

Lange Zeit war das Genossenschaftswesen ein wichtiger Pfeiler sozialistischer Politik, schien es doch eine Alternative zu kapitalistischen Unternehmen zu schaffen. Auch heute gibt es, nach einer Gründungswelle von kollektiven Betrieben in den 1980er Jahren, wieder verstärkte Versuche, in Produktion oder Konsumtion Genossenschaften bzw. Kooperativen aufzubauen, besonders im Bereich der Nahrungsmittel. Beispielhaft werden in diesem Paper Food-Coops und Formen des Community Supported Agriculture (CSA) herausgegriffen.
Ihre Attraktivität bekommt das Genossenschaftsmodell – auch wenn die Organisationsformen und Felder differieren - durch einige Brüche mit herkömmlichen Unternehmensstrukturen.

Teilweise werden Produktionsmittel vergemeinschaftet, das können etwa Grund und Boden, Maschinen oder Gebäude sein, aber auch so wichtige Ressource wie Wissen. Es werden Formen der Kollektivität entwickelt, die das individuelle Konkurrenzverhältnis der Mitglieder stark verringern und wichtige Lernmöglichkeiten schaffen, wie kollektiv Ressourcen organisiert und verwaltet werden können. Durch diese Formen der Selbstorganisation- und Selbstverwaltung erhöht sich die Mitbestimmungs- und Kontrollmöglichkeit am Arbeitsplatz. Dadurch gibt es die Möglichkeiten, Lohnpolitiken und überhaupt die Arbeitsorganisation bedürfnisorientierter zu gestalten.
Allerdings muss sich die Genossenschaft immer noch auf dem Markt beweisen und steht in Konkurrenz zu anderen, ist also den gleichen Gesetzen von Wachstum und Optimierung unterworfen. Nur werden dann diese Einschnitte von den Arbeiter_innen „selbstbestimmt“ getragen. Die Marktlogiken bedingen konstante Prozesse der Anpassung und fordern Kompromisse und Zugeständnisse. Meist werden entweder die anfänglichen (politischen) Vorsätze und Perspektiven zugunsten marktwirtschaftlicher Rationalität und Effizienz ad acta gelegt oder der Markt zerstört die Genossenschaft. Methoden der verstärkten Selbstausbeutung sind meist der einzige Weg, um auf dem Markt zu überleben und Ansprüche aufrechtzuerhalten.
So formuliert das Oppenheimersche Transformationsgesetz schon 1896 zutreffend: „Nur äußerst selten gelangt eine Produktionsgenossenschaft zur Blüte. Wenn sie aber zur Blüte gelangt, hört sie auf, eine Produktivgenossenschaft zu sein.” (Oppenheimer 1896: 45)
Die Genossenschaften sind dann von normalen Unternehmen kaum mehr zu unterscheiden, die Entwicklung der Raiffeisen Gruppe verdeutlicht diesen Wandlungsprozess besonders deutlich. Trotz dieser Beschränktheit, die sich historisch gezeigt hat, sollte der wichtige Lernprozess in vielen Genossenschaften nicht vergessen werden. Eine andere Realität zu spüren, verändert Selbstverständlichkeiten. Diese individuellen und kollektiven Veränderungsprozesse sind besonders dann stark, wenn die Bildung und Aufrechterhaltung einer Genossenschaft mit sozialen Kämpfen verbunden werden. Die Besetzung eines Betriebes stellt einen deutlichen Bruch mit herrschenden Verhältnissen dar. Wenn die Arbeiter_innen ihn selbstverwalten, ohne Chef, ihn für die Nachbar_innenschaft und andere Projekte öffnen, dann werden nicht nur Güter anders produziert. Vielmehr erschließen sich Felder sozialen und kulturellen Wandels und neue Kommunikationsräume. Ermöglicht werden Radikalisierungsprozesse und damit deutliche Veränderungen im Alltagsleben. Diese Prozesse können Hebel sein für weitergehende Veränderungen, womit diese Ebene schon fast wichtiger als die „rein ökonomische“ ist bzw. deutlich wird, dass sie in Bezug auf emanzipative Veränderungen nicht zu trennen sind.
Mögliche Kooperationen zwischen Genossenschaften, die im Idealfall eine ganze Wertschöpfungskette bilden, können den Marktdruck senken.

Aus einer Unzufriedenheit mit der Form der Nahrungsmittelproduktion sind in den letzten Jahren verstärkt Food-Coops – kleine Lebensmittelkooperativen – entstanden. Sie schaffen eine gewisse Form der kollektiven Selbstorganisation und verändern durch den direkten Kontakt zwischen Konsument_innen und Produzent_innen die gängigen Handelsbeziehungen. In den meisten Food-Coops bleiben jedoch grundlegende Markt- und Geldbeziehungen unangetastet: Profitorientierung, Konkurrenz und der Akkumulations- und Wachstumszwang der Produzent_innen werden praktisch nicht in Frage gestellt. Selbiges gilt für die Produktionsstrukturen, denn die Produktionsmittel bleiben weiter in den Händen der privaten Produzent_innen. Hieraus ergibt sich vorerst auch, dass jene, welche kein oder zu wenig Geld zur Verfügung haben, um die (Bio-)Lebensmittel über das Kollektiv zu beziehen, faktisch ausgeschlossen bleiben. Food-Coops sind damit häufig Mittelschichtsphänomene und lassen sich auch wunderbar in den kapitalistischen Lebensalltag integrieren, ohne an grundlegenden Systemmerkmalen zu rütteln.
Spannend wird es jedoch in jenen Kollektiven, wo weiter gedacht wird: Eine freie Preispolitik für Lebensmittel schafft Denkanstöße und kann Ausschlüsse potentiell verringern. Eine Kooperation mit CSA-Höfen verstärkt diesen Bruch. Nun sind die Konsument_innen ganz aktiv in die Planung und teils auch Produktion der Lebensmittel eingebunden. Die Unsicherheit der (Re-)Produktion wird kooperativ auf mehrere Schultern verteilt und reduziert. Akkumulation und

Gewinnerwirtschaftung steht dezidiert nicht mehr im Mittelpunkt, sondern Lebensmittelversorgung, Produktionssicherheit, Fairness und Empathie. Ein Manko hingegen ist, dass in den meisten Fällen der Hof in den Händen der Bäuerinnen und Bauern bleibt, eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel wird nicht angestrebt. Damit sind sowohl die Produzent_innen als auch die Konsument_innen – faktisch bleibt diese Unterscheidung und das damit einhergehende Machtungleichgewicht trotz der Verwischung bestehen – auf ihre je individuellen Geldeinkommen angewiesen. Der CSA-Hof muss seine Erzeugnisse nach wie vor „verkaufen", um so Produktionskosten und Lohn abdecken zu können; die Konsument_innen müssen genug Geldeinkommen erzielen, um deren Produkte erwerben zu können. Das System von Lohnarbeit und der individuelle Verwertungszwang auf dem Markt werden letztlich (auch in diesem kleinen Rahmen) nicht wirklich angetastet.

C) Tauschkritische/ nicht- kommerzielle Praxen

Nicht-Kommerzielle Landwirtschaft (NKL) begegnet diesen Problemstellungen und bricht weitreichender mit grundlegenden Systemmerkmalen. Logiken der Profitmaximierung und Konkurrenz, der Lohnarbeit bzw. der Arbeit als Selbstzweck sowie der Wachstumszwang fallen weg. Andere soziale Beziehungen werden möglich, da kein direkter Tauschzwang (Arbeitszeit, Geld) besteht, um Produkte zu erhalten. Eine Verteilung der Produktion kann wirklich ausgehend von Bedürfnissen erfolgen, da sie nicht an Gegenleistungen gebunden ist. Der geringere Geldbedarf bei einer breiteren Existenz von NKL verringert potentiell den (individuellen) Verwertungszwang und schafft mehr Raum, Zeit und Energie, die in Anderes als die direkte Existenzsicherung gesteckt werden kann. Und dies ist zentral, denn egal ob CSA oder NKL, es bleiben erstmal Nischenprojekte, die nur geringe Teile des Bedarfs an Gütern abdecken können. Ihr Pfund ist derweil vor allem symbolisch, indem sie einen eindeutigen, weitreichenden Bruch mit dem Status Quo vornehmen und dadurch Wege öffnen. Eine fundamentale Kritik und Perspektive schützt hierbei vor Vereinnahmungen und Versuchen, eben jene alternativen Projekte zu instrumentalisieren, systemkonform zu adaptieren oder nachträglich zu kommerzialisieren und mit ihnen Risse im System zu kitten. Aus einer widerständigen Praxis wird dann schnell eine Maßnahme, soziale Krisenphänomene selbstregulativ aufzufangen oder die Stadt zu verschönern und widerständige Praxen werden vor einen Karren gespannt, den mensch vielleicht gar nicht ziehen will. So wird aus GuerillaGardening, was offensiv die Frage stellt, wem Raum gehört, wer ihn gestalten kann und sich ihn aktiv aneignet, ein netter Gemeinschaftsgarten, viellleicht sogar von der Stadt gefördert.

Gegen Vereinnahmungsversuche braucht es also grundlegende Prinzipien, die einen solchen Bruch darstellen, dass sie nicht ohne Weiteres integriert werden können. Gleichzeitig müssen sie aber auch so gestaltet sein, dass sie alltägliche Praxen strukturieren und einen Orientierungsrahmen für eine fundamentale Aufhebung kapitalistischer Vergesellschaftung bieten können.

Wurde vornweg das Beispiel der NKL beschrieben, um von den FoodCoops über CSA mögliche emanzipative Erweiterungen in der Praxis der Lebensmittelproduktion- und Distribution zu beschreiben, lohnt ein weiterer Blick auf nicht- kommerzielle und tauschkritische Ansätze, um mögliche grundlegende Prinzipien für eine emanzipative Praxis herauszuarbeiten.

Fruchtbar wirken hier Produktions- und Arbeitsweisen, die in der Entwicklung freier Software vorherrschend sind. Yochai Benkler versuchte sie mit der Begrifflichkeit der „commons- based peer production" zu fassen. Sie lassen sich jedoch nicht nur in diesem Sektor realisieren, sondern im Prinzip in allen Lebensbereichen.

Deshalb beschreibt Friederike Habermann diese Grundprinzipien für eine alternative Vergesellschaftung als „Ecommony": Besitz statt Eigentum, teile, was du kannst, beitragen statt tauschen, Freiwilligkeit, freie Kooperation und Offenheit. In vielen Projekten - neben der beschriebenen NKL - tauchen diese Prinzipien zentral auf. Land- und Häuserfreikäufe etwa versuchen Eigentum von Besitz/Nutzung zu trennen. Der Eigentumstitel wird an ein stiftungsähnliches Gebilde übergeben, das fast keinerlei Mitsprachemöglichkeiten über die konkrete

Nutzung hat, diese wird von den Bewohner_innen organisiert. Beispiele sind etwa das Mietshäusersyndikat und die Projektwerkstatt auf Gegenseitigkeit (PAG) in Deutschland oder in Österreich „Kollektives Syndikat“ Ko.Sy. Auch Nutzungsgemeinschaften (NutziGems) verfolgen dieses Ziel: Ressourcen stehen entweder allen Beteiligten der NutziGem zur Verfügung oder sind frei zugänglich. In Umsonstläden werden Ressourcen ohne Tausch zur Verfügung gestellt.

Emanzipativ wirken können diese einzelnen „dissidenten Praktiken“ (Carola Möller) dann, wenn sie vernetzt und vervielfältigt werden. Die Prinzipien lassen sich in den Alltag integrieren, schaffen aber auch einen Orientierungsrahmen, der eine grundlegende Kritik kapitalistischer Vergesellschaftung fördert und Alternativen vorschlägt. Sowohl das konkrete Hier und Jetzt als das Große und Ganze wird gleichermaßen adressiert. Diese Prinzipien, die in der widerständigen Form des Commoning zu finden sind, schaffen Perspektiven eines solidarischen Miteinanders und einer Produktion und Verwaltung der Ressourcen jenseits von Markt und Staat.

Fazit/Perspektive

Ein tauschkritischer/ nicht-kommerzieller Ansatz scheint am ehesten geeignet, um eine radikale Kritik an den herrschenden Verhältnissen zu verdeutlichen und plastisch erlebbar zu machen. Bei diesem wird jedoch auch deutlich, dass die Widersprüche nicht aufgelöst werden (können). Ein Beispiel: Da kein Geld durch Produktion oder Tausch reinkommt, bedarf es Geld von anderer Seite, um den Alltag im Kapitalismus zu bewältigen. Es gibt eine Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen, Förderungen und der Sympathie von Spender_innen. Oder es fehlt bei den meisten für diese Projekte einfach die Zeit, sie bleiben Hobby, da sie sich mit ihnen nicht reproduzieren können. Damit bedarf es Privilegien, um nicht-kommerzielle Projekte durchzuführen. Wer kann es sich leisten, wie viel unbezahlte Arbeit zu verrichten? Hier wird die Notwendigkeit der Vernetzung von NK- Projekten deutlich. Es bedarf Strukturen kollektiver Verantwortung, die über die konkreten NK- Projekte hinausgehen, um Ausschlüsse zu verhindern.
Diese Widersprüche gilt es offen zu benennen. Wünschen wir uns eine Form bedürfnisorientierten „Wirtschaftens“ muss klar sein, dass in jedem Projekt, jeder Region, ausgehend von den verschiedenen sozialen Positionen und Realitäten der Beteiligten die Widersprüche anders sinnvoll bearbeiten werden. Damit gilt es in der Praxis voneinander zu lernen, anstatt den eigenen Weg dogmatisch als den emanzipativsten herauszustreichen. Notwendig ist dazu eine solidarische und empathische Aushandlung der Differenzen, um so den Bruch mit den herrschenden Zuständen zu vertiefen, auf anderen Wegen vielleicht, aber mit einem gemeinsamen Orientierungsrahmen.
Wichtig ist bei all den Praxen eine Akzeptanz und ein Mitdenken des Scheiterns. Denn so unausweichlich es ist, so wichtig sind die Lernprozesse, die aus ihnen folgen. Ein Beispiel: Viele kollektive Wohnprojekte sind gescheitert. Sie boten Raum für dissidente Alltagspraxen und Lernprozesse. Über kurz oder lang ist das Haus dann wieder in den normalen Immobilienmarkt geflossen. Aus diesen Erfahrungen wurden die genannten Institutionen geschaffen, die es ermöglichen, Häuser oder Land langfristig aus dem Immobilienmarkt zu ziehen und somit eine konstante Infrastruktur zu schaffen, die nicht an spezifische Menschen gebunden ist.

Emanzipative Prozesse sind Lern- und Suchprozesse, anstatt schon vorher die Schere anzusetzen und unsere Fantasie im Hinblick auf das „Mögliche“ zu beschneiden, sollten wir uns eher nach dem absolut Wünschenswerten richten und Schritte setzen, um dies zu erreichen....

Literatur

Exner, Andreas/ Kratzwald Brigitte (2012): Solidarische Ökonomie & Commons. Wien: Mandelbaum Verlag.

Hirsch, Joachim (1994): Politische Form, politische Institutionen und Staat. In: Esser, Josef/ Görg, Christoph/ Hirsch, Joachim (Hrsg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie. Hamburg: VSA Verlag, S.157-211.

[MEW] Karl Marx/ Friedrich Engels – Werke. Berlin/DDR: (Karl) Dietz Verlag. 1976.

Kurz, Robert (1997): Antiökonomie und Antipolitik. Zur Reformulierung der sozialen Emanzipation nach dem Ende des 'Marxismus`.
http://www.linke-buecher.de/texte/streifzuege/r-kurz_antioekonomie-und-antipolitik_krisis19_1997.htm

Le Baron, Bentley (1971): Marx on Human Emancipation. In: Canadian Journal of Political Science / Revue canadienne de science politique. Bd. 4, Nr. 4, S. 559-570.

Oppenheimer, Franz (1896): Die Siedlungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Überwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage. Leipzig: Duncker&Humblot.